Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 23

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642405

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Derkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern - Telephon Bollwerk 33 79

3mei Gedichte von Cl. Fischer=Bogel.

Der Blinde im Frühling.

Dein Auge schauet froh und still beglückt, Wie sich die Schwalbe in den Lüften wiegt, Wie sich die liebe Erde wieder schmückt Und wie der Frühling allen Gram besiegt.

Doch abseits tastet sich ein Mensch hinan. Sein Weg ist steinig, mühsam, ohne Licht. Fremd tönt fernher der Schwalbe Jubelsang, Und unsre liebe Sonne sieht er nicht. Daß ihm der Boden unter seinem Suß, Der lichte Glaube ihm nicht ganz entweiche: Spend' ihm die Hilse, Mensch, den treuen Gruß, Ein Lächeln auf das Angesicht, das bleiche!

Und sag ihm, daß der gütig treue 60tt Schuf auch des Blinden Freund in jedem Menschenkind, Ihm beigesellt. Sag ihm, daß in der Not Wir alle Kinder eines Vaters sind!

Die Wolke über Bern.

Crüb und grau hing langezeit die Wolke Auf der Stadt und um des Münsters Bau, Und die Menschen wurden im Gemüte Wie die düstre Wolke trüb und grau.

Doch nach grauem Tag und Wintersorge Blies der Wind die garstige Wolke sort! Sieh nun: Klar die Stirn, im herzen Dank Und des Münsters Turmesspise blank, Wie gesponnen in das himmelblau Von den zarten singern einer Frau.

Der Vogel im Räfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Sidneys lette Tage in Bellerive waren gekommen. Er hatte sich mit Seimatluft gesättigt, hatte sich voll Ersimerungen getrunken, hatte gekaulenzt, heimatliches Brot gegessen und heimatlichen Wein genossen, hatte alte Freunde wieder gewonnen und war mit Schmeichelreden und Anserkennung überschüttet worden. Nun war er an der Grenze angekommen, die erst Ueberdruß und dann Sehnsucht zeitigt! Arbeiten, hinein in die Arbeit! Nichts mehr denken und wissen als Arbeit. Er lag in Tante Mariechens blauem Salon auf dem Ruhebett und starrte hinauf zur Decke. An seinem innern Auge zogen Bilder vorüber wie Abendwolken, oft wunderdar phantastische, übermächtig große, grotesse, lächerlich verzerrte oder zerblasene, vom Wind hin und her gezerrte. Alle die Gesichter kamen ihm unwahr, veraltet, fremd vor. Er suchte nach Eigenem. Er wollte etwas schaffen,

was alles umfassen sollte, das tiefe und das große, und vor allem das einfache. Er fuhr auf. Da saß es. Da mußte er einsehen, bei der Einfachheit. Mit der Bereinfachung würde von selbst die Alarheit kommen, in der Idee wie in der Ausführung. Er wollte zur Quelle gehen und da für seine Seele Wasser schöpfen. Wo war sie? Wo fand er sie? Wer hütete sie? Hitete die Schönheit die Quelle? Nein, sie solgte nur den Weg. Der hütete die Sehnsucht? Nein, sie zeigte nur den Weg. Der hütete die Liebe die Quelle? Nein, sie geleitete nur den Sucher. Wo also fand er die Quelle, die er brauchte, um die Einfachheit zu finden?

Sibnen füllte seine Stizzenbücher mit Versuchen. Er zeichnete Linien und Formen, nahm, was sich ihm bot, hatte seine Augen überall, war mit offenen Sinnen bereit, in sich aufzunehmen, was seinem unbestimmten Fühlen Ge-

stalt und Inhalt geben könnte. Aber alles erschien ihm abgedroschen, fade, längst, längst gefunden. Er wurde ungeduldig. Warum begnügte er sich nicht mit dem, was er erreicht, wenn er doch Erfüllung nicht finden konnte, den Ausdruck für das, was er suchte, nicht fassen konnte? Es padte ihn oft eine Art von Angst, eine Bangigkeit, die einem seelischen Erstiden glich, wenn der Gedanke in ihm aufstieg, daß die Tage dahin geben würden, vielleicht die Wochen, und daß möglicherweise monatelang dies Suchen anhalten könnte. Wer vermochte es, ihm zu sagen, ob er überhaupt je das wurde bilden können, was er suchte? -Und doch. Da er es suchte, mußte er es finden. Wenn nicht die Erfüllung unerkannt in ihm lebte, wie käme er dazu, sie zu ersehnen? Ein lang vergessener Bers fiel ihm ein: Suchet, so werdet ihr finden. Darin war ein bestimmtes Bersprechen enthalten. Nur einfach: Suchet, suchet, bas war leicht gesagt. Suchte er nicht? In dem Bers stand nicht, wie lange er suchen sollte, auch nicht, wie man zu suchen hatte. Es mochte an ihm liegen, vielleicht suchte er nicht richtig. Ober lag es daran, daß er zu viel suchte? Daß er ungeduldig war und erzwingen wollte, was reifen mußte?

Tagelang mühte er sich, seine Gedanken auf anderes zu lenken. Er verjagte zornig die innern Bilder. Es half ihm kein Fluchen. Er trank mit Freunden herum. Er fuhr im Segesschiff. Er ritt mit Adelheid und Rahel. Er verschlief halbe Tage. Es nütte ihm alles nichts, immer wieder sand er sich auf den Wegen, von denen er glaubte, daß sie zur Einfachheit führen würden. Woher kommt die Quelle? Wie entsteht sie? Wer nährt sie? Er meinte, indem er dies innere Examen ablegte, den Uransang zu finden, die Formel zur Ureinfachheit. Die Antwort war leicht: Quelle stammt aus der Erde, der Mutter alles Blühenden. Sie wird genährt von den ewig sich erneuernden Wassern. Und jekt? Wußte er mehr? Symbole wollte er nicht, er wollte das Leben. Das Einfache — das Einfache.

Er machte Entwürfe, und führte sie auf das Primitive zurud. Doch entstand Leere statt einfacher Fülle. Er begann und endete nichts. Er zerriß und zerstampfte, was er gemalt. Er fing an, ungeduldig nach Arbeit zu werden. Seine Gedanken flogen immer öfters nach Rom, in sein Atelier, wo verstaubt, roh, eben erst begonnen, sein neues Bild wartete. Er lachte höhnisch, gedachte er seiner. Seine erste Tat sollte sein, es zu vernichten. Und wäre es ein Medaillenbild geworden — weg damit. Verkehrt an die Wand wollte er es stellen. Und dann? Dann würde er auf seinem zerrissenen Rubebett liegen, ein Knie über dem andern, die Zigarette im Mund, und würde dem Rätsel nachsinnen, das er nicht lösen konnte. Und dann würde Ilje von Stadel kommen und auf die Podiumdede sich setzen und ihn auslachen. "Du hast ja alles, was du willst — was willst du denn mehr? Sei kein Aff!" Und dann ... Sid= nen zwang sich und seine Gedanken auf andere Bahnen. Rahel begegnete ihm.

Er besann sich nicht lange und sprang auf. Eine halbe Stunde später war er in Bellerive, sprang die Treppe des weißen Sauses hinauf und ließ sich durch Karoline ans melden. Im Wohnzimmer saß Rahel zwischen der Mutter und Tante Abeline und nähte. Saß und nähte. Es schütztelte ihn, so erschraf er. Da sah sie... und nähte. Und

die Mutter sagte: "Rahel, morgen wollen wir Wäsche zusammenlegen." Und Tante Abeline sagte: "Es ist mir nicht angenehm, daß du die Einladung unseres Pfarrers nicht annehmen willst, Rahel. Ich wünsche, daß du hingehst." Und Rahel sagte: "Tante Adeline, ich weiß gar nicht, was ich mit ihnen reden soll." Und Tante Adeline wiederum: "Andere junge Mädchen wissen immer, was sie reden sollen." Und Rahel schwieg und nähte. Sidnen setze sich ebenfalls schweigend neben die Frauen.

Er hatte in der Bedrängnis, in die ihn seine Laubeit in Rabels Angelegenheit verwoben, sich ernstlich gefragt. ob er nicht Rahel vorschlagen wolle, ihn kurzerhand zu heiraten. Dann wäre sie frei, und er wollte dafür forgen, daß sie in der Che nicht erstarren noch versumpfen sollte. Aber er hatte den Gedanken verworfen, als Rabels und seiner unwürdig. Rahel heiratete man nicht um irgend= eines anderen Grundes, als um ihrer selbst willen, und ihr und ihm bekäme es schlecht, wenn er sich als eine Art Opfer darbrächte. Pfui Teufel, Opfer bringen. Opfer bringen nannte er, wenn jemand etwas seiner Natur nicht Ent= sprechendes tat oder unterließ. "Opfer bringen ist schwer, Opfer annehmen schwerer, aber das schwerste ist, zu ver= hindern, daß gebrachte Opfer sich nicht in Fluch verwandeln", hatte er einmal einer Dame auf ihren Fächer ge= schrieben. Sie hatte ihn darob verwundert angeschaut und gesagt: "Opfer - il bel Signor Sidney, mai, mai!..."

"Rahel, kommst du mit mir? Der Abend ist sehr schön, und wir haben keinen mehr vor uns." Rahel sah zu Abeline hinüber. "Frage deine Mutter", sagte er. "Naztürlich, geh nur", sagte Ottilie sehr erstaunt. Man merkte ihr an, daß Erlauben und Berbieten gewöhnlich nicht ihren Händen anvertraut waren. Rahel sprang auf und lief rasch aus der Türe. Abeline nickte Sidnen zu, als er ging.

Er wandte sich. "Tante Adeline, willst du nicht mit uns kommen?" — "Danke", sagte sie, "ihr seid ja zwei." — "Ich würde mich freuen, wenn du mitkämest", bat Sidnen, der den Ausdruck von Entbehrung auf Adelines Gesicht bemerkte, wenn auch nicht bewußt deutete. Adeline sah ihn an. Er sprach aufrichtig. Warm stieg es in ihr auf.

"Ich danke dir, Sidnen", sagte sie. "Ich bleibe lieber hier." Da grüßte er und ging.

Abeline schaute den beiden nach, wie sie in die Allee einbogen. Es fielen Herhstblätter langsam und bedächtig von den verarmenden Bäumen, und das eine oder das andere blieb an Rahels Kleid oder Sidnens Mantel hängen. Dann sanken sie zur Erde.

"Serbst", sagte Abeline halblaut. "Bald Winter", gab Ottilie gurüd. Abeline setzte sich in die Ede des gelben Damastsofas und nahm ein Buch. Sie las aber nicht.

Das ist Glück, so neben ihm zu gehen, dachte Rahel. Es ist Glück, seine blauen Augen anzuschauen und seine braune Haut und seine kräftigen und beweglichen Hände. Das ist schon viel Glück. Bald ist er fort. Und dann bin ich ganz allein. Und meine Gedanken müssen Tag und Nacht wandern, um ihn zu suchen, und wissen nicht, wo sie ihn finden werden. Und was soll ich mit meiner Liebe anfangen, wenn er weg ist?

"Rahel", sagte Sidnen, "was denkst du?"

Wären nicht Berge von Herkommen, Lasten von Sittenzwang über ihrem Gefühl gelegen, wären nicht Hecken und Mauern darum gebaut worden, so hätte Rahel ehrlich gesagt: Ich denke an dich und an meine Liebe zu dir. Aber das sagte sie nicht. Ihr Stolz erlaubte es nicht, und das Wort Iohannes' über die Liebe hatte sie vergessen. Sie sagte bloß: "Oh, ich dachte an Rom."

,,Rahel, ich werde es lange nicht verschmerzen, daß ich nichts für dich erreicht habe."

"Ach, Sidnen, wie konntest du. Ich habe ja keinen Mut. Tante Abeline gegenüber kann ich mich nicht behaupten. Ich bin ganz umschnürt. Um mich mühe dich nicht mehr, es nütt doch nichts."

"Rahel, versprich mir das, daß du mir schreibst, wenn du mich brauchst. Hältst du es hier nicht mehr aus, so

fommst du zu mir, oder lässest mich hierher fommen. Irgend etwas wird dann geschehen. Ich kann dir nur nicht sagen, was, und will auch nichts versprechen, was zu halten mir vielleicht nicht möglich sein wird. Aber es wird ja wohl aufwärts mit mir gehen — äußerlich, meine ich — und es wird mir immer leichter werden, dich zu stüßen. Ich werde Geld verdienen, und du wirst dadurch unabhängig werden von Tante Abeline."

Rahel schluchste plötslich. "Ich fürchte mich vor dem Alleinsein. Aber noch mehr vor Tante Abeline. Früher hat sie mich gern gehabt, jett kann sie mich nicht mehr leiden."

"Das glaube ich nicht, Rabel", sagte Sidnen.

"Doch, ich weiß es. Es ist, als könnte ich in ihrem Herzen lesen. Ich verstehe oft die Worte, die sie denkt, und die sie den Augenblick nachher außspricht. Ich sühle, daß sie gegen mich ist. Sie muß sich Wühe geben, freundslich mit mir zu sein. Sie hat eine andere Stimme als früher, wenn sie mit mir spricht. Ich habe auch geträumt, ich sei das Schneewitchen, das sie mit dem Jäger in den Wald jagte, um es zu töten. Ich träume nie, ohne daß etwas am Traume wahr ist."

"Rahel", rief Sidnen, "wahr! Du denkst am Tage darüber nach und träumst in der Nacht davon."

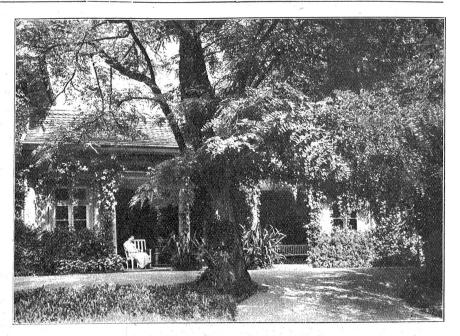
"Johannes glaubt mir."

"Johannes", rief Sidnen unmutig. "Er ist ein Träumer. Nun wirst du wieder zu ihm aufsehen wie zu einem Herrgott."

Rahel lachte. "Du hast dich noch zu beklagen, du. Ich habe den Armen um deinetwillen arg vernachlässigt. Ich bin froh, daß er gütig genug ist, mir zu verzeihen. Sidnen, schreib mir oft, willst du?"

"Ja, natürlich."

"Aber nicht nur Auswendiges, auch wenn... wenn... — "Du dich verliebst, willst du sagen." — "Ja, das ge-



Landhaus Märchligen. - Periftyl.

(Aufnahme von A. Stumpf.)

hört auch dazu." — "Das verspreche ich dir, ach, Rahel..." — "Was, Sidnen?"

"Rahel, du kannst mir vielleicht sagen, was die Quelle des Einfachen ist?"

Erstaunt sah sie zu ihm auf. "Das Große", sagte sie, ohne sich zu besinnen.

"Das Große, wie meinst du das?"

"Wenn du etwas in der Nähe besiehst, so besteht es aus hundert Einzelheiten, siehst du es von oben, oder von ferne, so wird es einsach, nicht?"

"Ja, du hast schon recht. Das ist aber die sichtbare Einfachheit. Aber die unsichtbare?"

"Ich kenne sie nicht. Ich will Iohannes fragen."

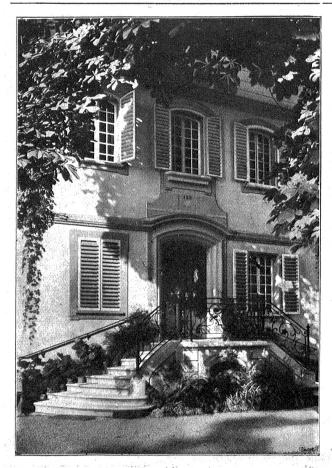
"Ach, du mit deinem Johannes. Das ist ja das reine Aufschlagebuch."

"Nein, es ist fein, was er sagt. Ich glaube, er sagt nie etwas, das er nicht zu verstehen gelernt hat."

Sidnen faßte Rahels Hand. "Rahel, wir wollen uns heute Lebewohl sagen. Sett. Ich mag nicht Abschied nehmen, wenn die andern dabei sind. Es fällt mir schwer, von dir fort zu gehen."

Rabel flopfte das Serz in plötklicher Angst. Noch nicht, noch nicht, dachte sie. Ihr war, als hänge sie über einem Abgrund, und der einzige, der sie zu retten vermochte, wollte davongehen. Sie hielt seinen Arm mit beiden Händen sest. Unter einer herbstlich kahlen Birke stand Sidnen still. Durch die paar gelben Blätter, die an den zierlichen Zweigen hängen geblieben waren, leuchtete die Abendsonne, daß sie aussahen wie goldene Tropfen. Dazwischen hingen dunkle, aussegedörrte, die sich scharf umrissen vom Hinnel abhoben, der blau durch die Aeste lachte.

"Leb wohl, Rahel." — "Leb wohl, Sidnen." Er hielt sie bei den Händen, und Rahel fing an zu weinen wie ein kleines Kind. Die Tränen liefen ihr über die bräunlichen Wangen.



Landhaus Märchligen. — Eingang.
(Aufnahme von A. Stumpf).

"Du mußt nicht weinen, Serzensrahel. Verzeih mir, daß ich den Mut nicht hatte, dich mit mir zu nehmen. Trag es mir nicht nach." Sie schüttelte den Kopf.

"Wir sind doch beisammen, wenn wir auch fern voneinander sind", sagte Sidnen. Rahel nickte stumm. Darauf gingen sie schweigend nach Hause. "Rahel — liebe Rahel", dachte Sidnen, aber er sagte es nicht.

Unter der Haustüre sah Rahel ihn an, nickte kurz und lief die Wendeltreppe hinauf, die zu ihrem Zimmer führte. Dort weinte sie, dis es dunkel geworden und das goldene Gligern auf dem See, das sich mit den Wassern zu einem zarten, schimmernden Gewebe verbunden hatte, erlosch.

Im gelben Salon nahm Sidnen Abschied von Abeline Petitpierre und Ottilie. Ottilie wünschte mit sehr vielen Worten weiteren Erfolg, gelobte treuestes Gedenken, hoffte auf baldiges und glückliches Wiedersehen und führte das Taschentuch an die Augen, da sie ohne zu weinen nicht Abschied nehmen konnte. Abeline sagte ein paar Worte, das Gedeihen seiner Arbeit betreffend, drückte ihm kurz und bestimmt die Hand, bat um Nachrichten — Rahel wird uns ja nicht darben lassen — machte eine seltsame verabschiedende Handbewegung und verließ den gelben Salon.

Sie tam gum Abendbrot nicht berunter.

Sibnen schaute sich nach ungefähr fünfzig Schritten um nach Rahel. Er sah nur das weiße Taschentuch aus ihrem Zimmer freundlich flatternd winken. Es verriet nicht, wie viele Tränen darauf gefallen waren. (Forts. folgt.)

Der junge Rünftler.

Münchner-Stigge von Roland Bürki.

Auf dem Elisabeth-Plat hat ein junger Künstler seine Staffelei neben einem Baume aufgestellt und malt einen kleinen Park: Einen Spazierweg mit Spaziergängern und Ruhebänken und schönen, schattenspendenden Bäumen, aus welchen das Sonnenlicht grüngolden leuchtet.

Biele Menschen haben sich um den Musenzüngling verssammelt, einige in atemloser Spannung jeden Binselstrich verfolgend, andere diskutierend, einige gehn fort, landere kommen herzu, und die hintern machen Bogenhälse und drücken nach vorn. Ein alter Herr mit einem Bierbauch in meiner Nähe keucht: "Nett, nett, ganz nett, nur etwas groß— was kostet der Quadratmeter?"

Ganz vorn drängen sich Buben und Mädels um den Rünstler herum, jedes möchte seine Nase zu vorderst haben.

Ein kleines Schulmädchen in rotem Schürzchen und mit blonden Jöpkchen steht wichtig, wie ein kleines Fräulein, vor der Staffelei, die andern streden alse die Röpke herzu. Ieht hört man nur das eine Wort, todernst und die zwei ersten Silben stark betont: "Ab — scheulich!" Darauf schallendes Lachen der Erwachsenen.

Einige kede, kleine Buben haben aus einem nahen Spezereiladen Kisten herbeigeschleppt und neben dem Baume aufgestellt. Nun sigen sie auf ihrem Throne, mit den Beinen baumelnd und von hoher Warte aus das Entstehen des Kunstwerkes verfolgend.

Eine blasse Dame mit feinen Gesichtszügen sieht still bem Künstler zu, schaut und schaut, mit großen, seelenvollen Augen, welche unaufhörlich sagen: "Schön, schön, schön, schön,

Immer mehr Leute drängen sich um den Maler. Ein anderer junger Künstler kommt herzu, sieht um sich und betrachtet das Bild. Dann fängt er zu sprechen an, mit lauter, pathetischer Stimme: "Meine Damen und Herren! Hier ist zu sehen der größte Kunstmaler der Gegenwart! So 'was sieht man nicht alle Tage, das kostet Geld!" Dabei zieht er den breiten Schlapphut ab und hält ihn den zunächststehenden Marktsrauen hin, die sich anschien, fortzugehen. "Nein! Zuschauen schon, aber bezahlen — ", steht auf ihren Gesichtern zu lesen.

"Mordsterl! Mordsterl!" tönt es plöglich von der Seite. Zwei enthusiastische Belosahrer sind abgestiegen und machen ihrer Bewunderung Luft.

Ein alter Herr mit silberweißen Haaren und einer Brille kommt herzu, sieht und sieht und prüft und prüft alles ganz genau — und geht weiter.

"Du! Iekt sieh' mal her, a junge Kinstler!" Zwei Dienstmäden mit den üblichen, weißen Spikenbändern über der Stirn kommen herbei. "Sibsch macht er dees!" sagt die eine. "Aber wunderhibsch!" die andere. Dann drängen sie sich nach vorn und besehen den jungen Künstler mit seinen Loden von der Seite, streden die Köpfe zusammen und tuscheln und bliden wieder hin. Ieht flüstert eines dem andern 'was ins Ohr; aber da bekommt es von seiner Freundin mit dem Ellbogen einen Stoß in die Seite und errötet. Dann schwenken sie ab und streden in allem Gehen wieder die Köpfe ganz nahe zusammen. Nein aber auch! Was die sich nur zu sagen haben? —

Märchligen.

"Märchligen" — das Wort flingt wie Märchen und will wohl einen Ort bedeuten im Märchenlande. Wer so rät, hat einerseits recht und ist anderseits doch auf falsscher Fährte. Märchenhaft schön ist der Ort, das ist wahr: ein stilvolles Landhaus in einem prachtvollen alten Park versteckt, mit einer wundervollen Aussicht auf die Berge und ein weites Flußtal. Aber er ist nicht im Lande Utos